

Variation und Korrelation im Mittelniederdeutschen. Möglichkeiten und Grenzen der Variablenlinguistik

1 Ausgangssituation

Schon seit einer Reihe von Jahren darf das durch junggrammatische wie strukturalistische Traditionen begründete Postulat von der Homogenität und Invarianz sprachlicher Systeme als überwunden gelten. In der sprachhistorischen Zunft wird heute sprachliche Variation nicht mehr als Störung einer idealen und intakten Ordnung der linguistischen Verhältnisse angesehen (und durch außersprachliche Faktoren wegzu erklären versucht), sondern gilt vielmehr als Normalzustand natürlicher Sprachen. Erklärungsbedürftig ist danach nicht die variantenreiche Sprache, sondern vielmehr der Ausnahmefall eines streng normierten Sprachsystems ohne Variation. Seit den Arbeiten William Labovs (naturgemäß mit einer gewissen Verzögerung) bezieht auch die Sprachgeschichtsforschung das Nebeneinander verschiedener Varianten integral in ihre Analyse und deren Darstellung mit ein.¹

An einer übergreifenden, die verschiedenen Ebenen erfassenden Theorie der Variation, von Klaus J. Mattheier bereits vor über 20 Jahren gefordert,² fehlt es indes bis heute. Der vorliegende Beitrag stellt mosaiksteinartig einige Aspekte für eine theoretische Fundierung variablenlinguistischer Untersuchungen zusammen. Es handelt sich dabei in erster Linie um Beispiele aus der praktischen Arbeit mit der Kartierung raum- bzw. zeitgebundener Variablen des Mittelniederdeutschen. Doch diese Beispiele haben exemplarischen Wert und sollen zur Illustration übergreifender und theoretischer Probleme dienen.

¹ Vgl. hierzu jetzt Elmentaler 2003, der S. 309 davon spricht, graphematische Variation werde mittlerweile „[...] nicht mehr als Erkenntnishindernis, sondern gerade als Schlüssel zum Verständnis vormoderner Schreibsprachen angesehen“. Als Beispiel für die Auswirkungen solcher Paradigmenwechsel auf germanistische Großprojekte können die mehrbändige frühneuhochdeutsche Grammatik (hrsg. von Hugo Moser, Hugo Stopp und Werner Besch, Heidelberg 1970ff.) und die für das Mittelhochdeutsche von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera begonnene vierbändige Grammatik sowie der im folgenden häufig für Beispiele herangezogene „Atlas der spätmittelalterlichen Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete“ (ASnA) gelten. Vgl. hierzu Fischer / Peters 2004.

² Vgl. Mattheier 1984.

2 Bereiche sprachlicher Variabilität

Sprache ist insofern variabel, als daß zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite nicht immer eine eindeutige Zuordnung besteht.³ Ein sprachliches Element, bei dem verschiedene Zuordnungen möglich sind, wird in der Regel ‘Variable’ genannt; die verschiedenen Realisierungen einer solchen Variable heißen ‘Variante’.⁴

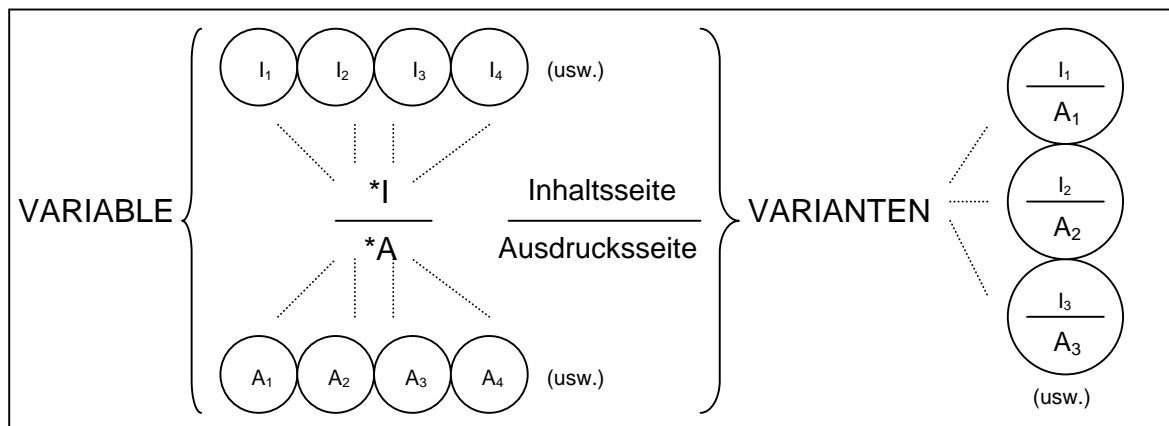


Abb. 1: Modell einer Variable

Ein vergleichsweise unproblematisches Beispiel einer Variablen ist das Phonem. Sein abstrakter Inhalt wird eindeutig bestimmt durch die Position im System. Auf der Ausdrucksseite lassen sich verschiedene Realisierungen, Allophone, als Varianten ermitteln. Allen Allophonen ist derselbe Inhalt zuzuordnen, so daß man zu einem vereinfachten Aufbau des oben gezeigten Modells gelangt:

Variable: Phonem /x/ mit dem Inhalt X (Position im System)

Varianten: Allophone [x'], [x''] usw. mit dem Inhalt X

Auch der umgekehrte Fall mit nur einem Element auf der Ausdrucks- und mehreren Elementen auf der Inhaltsseite ist unkritisch. Ein klassisches Beispiel ist Polysemie. Dem Ausdruck *Tafel* etwa lassen sich in der deutschen Standardsprache zwei Inhalte zuordnen (‘Schreibfläche’ : ‘gedeckter Tisch’):

Variable: Ausdruck *Tafel* mit dem Proto-Inhalt ‘größere ebene Platte’

Varianten: Ausdrücke *Tafel*₁, *Tafel*₂ (usw.) mit den Inhalten ‘Schreibfläche’ bzw. ‘gedeckter Tisch’ usw.

³ Vgl. Mattheier 1984, 769.

⁴ Vgl. Mattheier 1984, 770. Ähnlich später Peters 1987, spez. 61.

Bei beiden gezeigten Beispielen ist die Lage dadurch vergleichsweise klar, daß jeweils eine der beiden Seiten der Variablen konstant bleibt und von Variante zu Variante unterschiedlichen Werten auf der anderen Seite zugeordnet wird. Doch es gibt auch Fälle, bei denen auf der Ausdrucks- wie auf der Inhaltsseite Variation zu beobachten ist. Ein Beispiel dafür ist der Komplex ‘oder’ / ‘ob’ / ‘falls’ im Mittelniederdeutschen, dem sich auf der Ausdrucksseite die Formen *ef*, *if*, *of*, *eft(e)*, *ift(e)*, *ichte*, *oft(e)* sowie eine Reihe weiterer Schreibungen zuordnen lassen.⁵

Auf das mittelniederdeutsche Overall-System bezogen, haben wir es hier mit einer Überschneidung von Polysemie und Synonymie zu tun; es gibt auf der Ausdrucks- wie auf der Inhaltsseite verschiedene Elemente nebeneinander. Es ergibt sich damit das folgende Schema für eine komplexe Variable:

Variable: Ausdrücke *ef*, *of*, *eft(e)* (usw.) mit dem Inhalt ‘oder’ / ‘ob’ / ‘falls’

Varianten: *ef* ‘oder’ : *ef* ‘falls’; *oft(e)* ‘oder’ : *oft(e)* ‘ob’ : *oft(e)* ‘falls’ (usw.)

Wenn von sprachlicher Variation und Variabilität die Rede ist, so heißt das stets, daß die zur Diskussion stehenden unterschiedlichen konkreten Realisationsformen bei aller Verschiedenheit zusammengehören. Das funktioniert in dem abgebildeten Modell über ein Proto-Element mit dem Inhalt *I und der formalen Entsprechung *A auf der Ausdrucksseite.

Nun kann ein solches Proto-Element auf verschiedene Weise motiviert sein. Einerseits rekurriert sein Ansatz auf eine etwaige genetische Verwandtschaft der Varianten und erfaßt damit die diachronische Perspektive.

Andrerseits wird damit auf der synchronischen Ebene die Tatsache bezeichnet, daß die Varianten im weitesten Sinne austauschbar sind. Das funktioniert freilich nur, wenn sie demselben sprachlichen System angehören. Ohne eine fixe Bezugsgröße läßt sich Variation nicht vorstellen. Oder anders formuliert: „Variation setzt [...] Einheit voraus.“⁶

Zu klären ist allerdings, auf welcher theoretischen Ebene diese „Einheit“ anzusiedeln ist. Denn das Bezugssystem sollte weder zu groß noch zu klein geraten. Die Extreme sind schnell genannt, und es ist leicht Einigkeit darüber herzustellen, dass etwa das Urgermanische als Protosystem für die Betrachtung

⁵ Gewichtet man die Varianten nach Quantität, so werden die Verhältnisse etwas übersichtlicher, denn beinahe alle Formen (bis auf *ift*) bedeuten überwiegend ‘oder’ (ca. 65% aller Fälle) und nur äußerst selten ‘ob’ (ca. 2% aller Fälle); die Bedeutung ‘falls’ macht ca. 33% aller Fälle aus. Zur Überschneidung von Heteronymie und Polysemie vgl. unten die Abschnitte 2.4 und 2.5.

⁶ Vgl. Goossens 1980, 40.

von Variabilität zu groß, der Ideolekt eines einzelnen Sprechers bzw. Schreibers dagegen in der Regel zu klein ist. Zwar gibt es zweifellos in beiden Fällen eine (wenn auch unterschiedlich ausgeprägte) Konstanz linguistischer Merkmale („Einheit“), doch läßt sich beim historischen Konstrukt genausowenig eine Sprachgemeinschaft ausmachen, in der die Ursprache mit ihrem Nebeneinander verschiedener Varianten verwendet worden wäre, wie dies auch bei sprachlichen Äußerungen der Fall ist, die an eine einzelne Person gebunden sind. „Sprachgemeinschaft ist Verkehrsgemeinschaft“ – in diese griffige Formel hat Werner Besch die offenkundig unabdingbare Voraussetzung gebracht, daß die Sprecher einer Sprache auch miteinander zu tun haben und über die Möglichkeit verfügen müssen, untereinander in Kontakt zu treten.⁷ Ein weiterer wichtiger Aspekt schließlich ist das Bewußtsein der Sprecher, eine Sprache zu sprechen, die sich von anderen deutlich unterscheidet.⁸ Wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, dann gibt es in der Variablenlinguistik keine theoretischen Probleme mit dem Bezugssystem. Weil aber die Beleglage nur selten erlaubt, die sprachhistorische Realität mit den dazugehörigen Bewertungssystemen ohne größere Lücken zu rekonstruieren, behilft sich die auf historische Sprachstufen abzielende Variablenlinguistik häufig mit der Annahme eines sogenannten Overall-Systems als Vorstufe der zu untersuchenden Varietät. Hier wird von räumlichen, zeitlichen und anderen Differenzierungen abstrahiert und ein mehr oder weniger intaktes System angenommen, aus dem sich die belegten Formen herleiten lassen. In diesem Sinne kann man dann von Variabilität und Variablen sprechen. Doch erfaßt man auf diese Weise lediglich die Variabilität eines Proto-Systems.

Je mehr einzelne Analysen vorliegen, desto differenzierter wird das Bild des Protosystems, das nun immer deutlicher in verschiedene Teilsysteme zerfällt. Dabei ist für jedes Teilsystem eine bestimmte Kombination sprachlicher Merkmale charakteristisch. Anhand dieser Merkmale, man könnte ihre Träger primäre Variablen oder Variablen erster Ordnung nennen, läßt sich das Proto-System in verschiedene – primäre – Teilsysteme aufgliedern. Logischerweise sind die primären Teilsysteme hinsichtlich der primären Variablen in sich nicht differenziert. Die Variabilität innerhalb der Subsysteme ist an andere Merkmale gebunden, die sich entweder ganz konventionell auf die Beschreibungsebenen Graphematik, Phonologie, Morphologie, Lexikologie, Syntax und Formelgebrauch beziehen lassen oder je nach Reichweite und linguistischem Gewicht als sekundäre, tertiäre usw. Variablen bezeichnet werden können. Dabei ist hervorzuheben, daß es keine festen Verbindungen zwischen den linguistischen Be-

⁷ Vgl. Besch 1981. Vgl. ferner ders. 1993, Zit. ebd. 114.

⁸ Vgl. Mattheier 1998, spez. 825.

schreibungsebenen einerseits und den hierarchisierten Variabilitätsebenen andererseits gibt. Lexikologische Variablen werden häufiger primäre Variablen sein als beispielsweise graphematische Formenvielfalt, denn wortgeographische Gegensätze sind, wie wir aus der Dialektologie wissen, häufig besonders alte und mit anderen Merkmalen zusammenfallende Sprachgrenzen. Differenzierungen auf der Ebene der Graphienwahl dagegen sind eher an der Oberfläche anzusiedeln, denn sie betreffen schon einmal ausschließlich den Bereich der Schriftlichkeit und werden demzufolge zumeist eher auf den unteren Plätzen der Hierarchie rangieren.

2.1 Graphematische Variation

Variation auf der Ebene der Graphematik liegt sicher in solchen Fällen vor, in denen zwei oder mehr verschiedenen Schreibungen lediglich eine lautliche Entsprechung zugeordnet werden kann. Als Beispiel sollen die beiden Realisierungen <s> und <z> herangezogen werden, die im Mittelniederdeutschen in prävo-kalischer Stellung für den stimmhaften alveolaren Frikativ /s/ stehen können. Die Normalschreibung ist <s>, doch vor allem in der Zeit zwischen 1360 und 1380 wird in bestimmten Regionen überwiegend <z> geschrieben – eine in hohem Maße durch Raum und Zeit (und ggf. weitere Faktoren) determinierte Variable, die wegen der hohen Frequenz von Wörtern mit *s*-Anlaut (*selve*, *sundach*, *ses*, *seven* usw.) das äußere Bild eines Textes stark prägen kann und der damit wohl auch eine gewisse Signalwirkung beigemessen werden muß.

Im Bereich der Vokalgraphien ist die unterschiedliche Kennzeichnung der Vokallänge ein Beispiel für Variabilität auf graphematischer Ebene: Ob der Langvokal gar nicht, durch Verdoppelung der Vokalgraphie oder durch nachgeschriebenes <e>, <i> oder <h> markiert ist, erlaubt keine weiteren Rückschlüsse auf den lautlichen Hintergrund. Zwar ist die Variable in hohem Maße raum- und zeitgebunden, der Schreiber zeigt durch die Verwendung der einen oder der anderen Variante sehr deutlich seine schreibsprachliche Orientierung. Zugleich ist die Variable jedoch beschränkt auf die äußere Gestalt. Sie bildet keine lautgeschichtlich bedeutsamen Differenzen ab.⁹

⁹ Vgl. hierzu abweichend Elmentaler 1998. Elmentaler interpretiert den von ihm beobachteten sog. Deutero-graphenwechsel von nachgeschriebenem <e> und <i> bei der Kennzeichnung der Länge des aus germ. *au* entstandenen *ô* in der Duisburger Schreibsprache als schreibsprachliche Korrespondenz zu silbenspezifischen Differenzierungen in der gesprochenen Sprache. Vgl. dazu auch Fischer 2000.

2.2 Phonologische Variation

Variation auf phonologischer Ebene ist bei der Untersuchung historischer Schreibsprachen zunächst nicht von graphematischer Variation zu unterscheiden. Es bedarf der linguistischen Analyse um festzustellen, ob das Nebeneinander verschiedener Graphien ggf. mit Variation im Lautsystem zusammenhängt. Verbindungen zu rezenten sprechsprachlichen Varietäten sind bei einer solchen Konstellation die sichersten Indizien für phonologische Varianz.

So ist die Verdampfung des kurzen *a* zu *o* vor *ld* und *lt*, durchgeführt in großen Teilen des mittelniederdeutschen Sprachraums, gut belegt in rezenten niederdeutschen Mundarten (*holden* bzw. *hollen*, *kolt*). Im Mitteldeutschen dagegen ist altes *a* in dieser Position erhalten geblieben. Auch im Südwestfälischen finden sich zahlreiche Belege mit erhaltenem *a* (z.B. *halden*, *balde*, *wald* usw.); sie konkurrieren jedoch mit der großräumiger verbreiteten niederdeutschen Normalform mit *o* (z.B. *olde* : *alde* 'alt'). Vor diesem Hintergrund ist die im südwestfälischen Mittelniederdeutsch anzutreffende Variation *a* : *o* in Wörtern wie *kalt/kolt*, *wald/wold*, *halden/holden*, *alt/olt* usw. als phonologisch zu charakterisieren. Die Variable ist das Proto-Phonem *a*, das in diesem Raum vor *ld* bzw. *lt* in den verschiedenen Realisationsformen *a* und *o* auftreten kann.

Ganz ähnlich und nur geringfügig komplizierter sind die Verhältnisse bei Phonemspaltung, wie sie beispielsweise wohl beim mnd. \hat{e}^2 (< germ. *ai*) vorliegt, für das gewöhnlich die Qualität eines halboffenen / ϵ :/ angenommen wird.¹⁰ Dieser Laut hat sich – außer im Münsterland und Südwestfalen – teilweise (\hat{e}^{2b}) dem geschlosseneren \hat{e}^4 und teilweise (\hat{e}^{2a}) dem offeneren \hat{e}^1 angeschlossen. Felix Wortmann nimmt an, daß diese Phonemspaltung in altsächsischer Zeit stattgefunden hat (9. Jh., evtl. früher) – auf jeden Fall müsse sie vor der Diphthongierung des \hat{e}^4 im 14. Jahrhundert abgeschlossen gewesen sein.¹¹ Die Verhältnisse sind kompliziert und nicht einfach durch die Silbenstruktur oder Lexembindung zu erklären. Bis heute gilt, was Wortmann 1960 schrieb: „Die Regel, nach der sich \hat{e}^2 in \hat{e}^{2a} und \hat{e}^{2b} gespalten hat, ist noch nicht gefunden.“¹² Eines jedoch ist deutlich: Eine lautliche Einheit \hat{e}^2 läßt sich für das Mittelniederdeutsche aus den genannten Gründen nicht ansetzen. Vielmehr ist bei den ungerundeten palatalen Vokalen von einer lautlichen Vielfalt mit verschiedenen Öffnungsgraden auszugehen – mit anderen Worten: von Variabilität. Mittelniederdeutsches \hat{e}^2 ist also kein „Laut“ und noch weniger ein Phonem, sondern eine Variable. Die Ein-

¹⁰ Vgl. z.B. Niebaum 2000, 1427.

¹¹ Vgl. Wortmann 1960, spez. 14 und 22.

¹² Wortmann (wie Anm. 11), 18.

heit, die in unterschiedlichen phonetischen Varianten realisiert werden kann, ist das Rekonstrukt germanisch *ai*, das in Lexemen wie *Stein*, *Bein* oder *Kleid* usw. vorkommt.

Während bei der Variation *halden* : *holden* kombinatorischer Lautwandel vorliegt, der mit der Nachbarschaft der Konsonantenverbindungen *ld* bzw. *lt* zusammenhängt, stehen die Varianten der Variable \hat{e}^2 bis auf weiteres unerklärt nebeneinander. Daß die Integrität der Phoneme *a* und *o* durch den Wandel *a* > *o* vor *ld*, *lt* nicht gefährdet wird, während /*ε*:/ durch die Spaltung des \hat{e}^2 in \hat{e}^{2a} und \hat{e}^{2b} verloren geht, spielt für den theoretischen Status der beiden Variablen keine Rolle.

2.3 Morphologische Variation

Bei Variation auf der Ebene der Morphologie, also in den Bereichen Wortbildung und Flexion, wird der theoretische Status einer Variable besonders deutlich, denn weder kann (wie in vielen Fällen bei der phonologischen Variation) eine der Varianten als Proto-Form eingesetzt werden, noch läßt sich ohne weiteres eine konstante Bezugsgröße ausmachen (wie etwa bei der lexikalischen Variation die Wortbedeutung). Hinzu kommt, daß die Abgrenzung zur phonologischen Variation in einigen Fällen Probleme bereitet. So ist beispielsweise bei dem vielfältigen Befund der Belege für die flektierte Form des Personalpronomens in der ersten Person Plural nicht trennscharf zu unterscheiden, welche Variante auf morphologischer und welche auf phonologischer Ebene anzusiedeln ist. Grundsätzlich ist im gesamten mittelniederdeutschen Sprachraum bei den Personalpronomen der Synkretismus von Dativ und Akkusativ festzustellen. Dabei liegt zumeist die Form des Dativs zu Grunde, doch in Teilen des Sprachraums (v.a. Ostfalen) finden sich auch Belege für einen Ausgleich auf der Grundlage des Akkusativs. Bei *uns* und *us* scheint klar zu sein, daß sie auf alte Dativformen zurückgehen, während *unsek*, *usek* und *osek* eindeutig auf alte Akkusativformen zurückgeführt werden können. Die Variation *uns* : *us* ist demnach wie die von *unsek*, *usek* und *osek* als phonologisch einzuordnen, während der Gegensatz *uns* : *unsek*, *us* : *usek* usw. auf morphologischer Variation beruht. Die ebenfalls belegte Form *os* jedoch scheint, darauf deutet die räumliche Distribution der Belege, eine Kürzung der Akkusativform *osek* zu sein. Möglicherweise gilt auch für einen Teil der *us*-Belege, daß sie auf *usek* zurückgehen.¹³ Damit wäre die Variation *us* : *os* vor allem morphologischer, die Variation *os* : *osek* dagegen phonologischer Natur. Da erst eine eingehende Betrachtung der Befun-

¹³ Vgl. Fischer / Peters 2004, 413f.

de *os* als Kürzungsprodukt einer alten Akkusativform identifizieren kann (und auch das bis auf weiteres nicht mit Gewißheit), verwischen die Grenzen der Analyseebenen. Konsequenterweise müßte man in diesem Fall demnach von zwei Variablen ausgehen, nämlich von *uns*¹ (< Dativ) und *uns*² (< Akkusativ). Das Problem ist nur, daß selbst bei zeitaufwendiger Prüfung von Einzelfällen häufig nicht eindeutig zu entscheiden sein wird, welcher der beiden Variablen eine belegte Form wie *us* oder *os* nun zuzuordnen ist. Das hätte zur Folge, daß man auf solche Belege ganz verzichten müßte – obwohl doch ganz klar ist, daß es sich synchron um Varianten einer Pronominalform mit der Bedeutung ‘uns’ handelt. Man wird in solchen Fällen nach einer Kompromißlösung zu suchen haben, die es erlaubt, möglichst viele Belege zu berücksichtigen; dafür wird man in Kauf nehmen müssen, daß nicht in allen Fällen klar zwischen phonologischer und morphologischer Variation zu unterscheiden ist.

Manches von dem, was auf den ersten Blick morphologische Variation zu sein scheint, ist in Wirklichkeit rein phonologisch bedingt, wie etwa die Variation *-schap* : *-schop* : *-schup* beim denominativen Abstraktsuffix, das dem hochdeutschen *-schaft* entspricht, oder die Variation *-nisse* : *-nüsse* beim deverbativen Abstraktsuffix *-nis* (z.B. *verstantnisse* : *verstantnusse* u.ä.). Hier ist durch die Variabilität ausschließlich die Gestalt des Wortbildungselements betroffen. Die Variation zwischen verschiedenen Suffixen dagegen (z.B. *ervordernisse* : *ervorderinge* ‘Forderung, Aufforderung, Verlangen’) betrifft nicht nur die lautliche Gestalt, sondern findet auf der morphologischen Ebene statt.¹⁴ Die Variable müßte in solchen Fällen die Funktion des morphologischen Elements und die Bedeutung des mit ihm gebildeten Lexems erfassen.

Auch die unterschiedlichen Varianten der verbalen Pluralendung, *-(e)n* : *-(e)t*, betreffen unmittelbar die morphologische Ebene.

2.4 Lexikalische Variation

Die Dialektologie widmet dem Phänomen der lexikalischen Variation große Aufmerksamkeit. Das Nebeneinander von Heteronymen oder Raumsynonymen ist Gegenstand der Wortgeographie, einer dialektologischen Teildisziplin. Die Ergebnisse wortgeographischer Studien lassen sich meist gut auf Karten darstellen; häufig bilden wortgeographische Gegensätze alte Grenzen von Siedlungs- oder Verkehrsräumen ab.

¹⁴ Vgl. Peters 1987, 84. Neue Möglichkeiten, die Variabilität in diesem Bereich zu erfassen, bietet der von Dieter Möhn und Ingrid Schröder vorgelegte Ansatz. Vgl. hierzu Möhn / Schröder 2003.

Im Mittelniederdeutschen gibt es wie in anderen wenig normierten Sprachen auch eine ganze Reihe mehr oder weniger zentraler Begriffe, die durch Heteronyme vertreten sind: *eder* : *edder* : *efte* : *ofte* ‘oder’; *ider* : *iderman* : *islik* : *elk* ‘jeder’; *born* : *pütte* : *sot* ‘Brunnen’; *wagener* : *rademaker* : *stellmaker* ‘Wagenmacher’ usw. Ein Beispiel für einen etwas komplizierter gelagerten Fall von Heteronymie ist das Variablenbündel um die Bedeutungen ‘aber / sondern’ und ‘außer / ohne’, das sich am übersichtlichsten in Form des folgenden Schemas darstellen läßt:

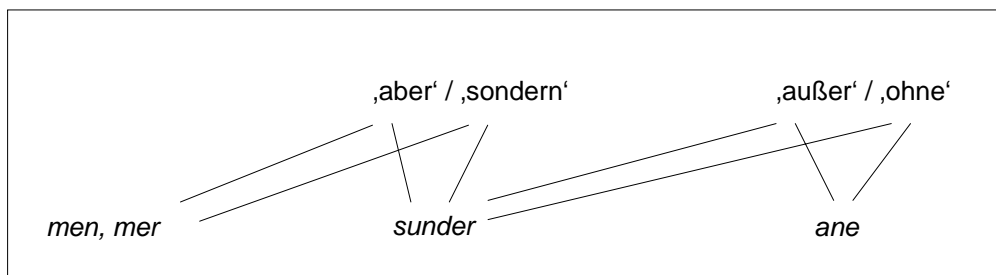


Abb. 2: Überschneidung der Bedeutungsspektren von *men/mer*, *sunder* und *ane* (overall)

Es ist gut zu sehen, daß hier nicht nur einfache Heteronymie vorliegt, sondern daß sich gleichzeitig auch die Spektren von zwei polysemen bzw. polyfunktionalen lexikalischen Einheiten überschneiden. Die Bedeutung ‘ohne’ wird durch die Formen *sunder* oder *ane* ausgedrückt; dabei kann *sunder* auch ‘aber’, ‘sondern’ oder ‘außer’ bedeuten; die Form *ane* kann neben ‘ohne’ auch ‘außer’ bedeuten. Schließlich gibt es für die Bedeutung ‘aber’ bzw. ‘sondern’ ausdrucksseitig noch die Varianten *men* und *mer*.¹⁵

Eine genaue, auch den Faktor Zeit berücksichtigende sprachgeographische Zuordnung der verschiedenen Formen zu den jeweiligen Bedeutungen¹⁶ ergibt, daß *ane* für ‘ohne’ in erster Linie dort verwendet wird, wo *sunder* vor allem ‘sondern’ bzw. ‘aber’ bedeutet (v.a. Ostfalen). Es kommt also nicht zu einer Kollision der Inhalte ‘ohne’ bzw. ‘aber’ in einem Ausdruck. Die Konstante der lexikalischen Variable ist die Bedeutung bzw. die inhaltliche Seite. Variation findet sich auf der Ausdrucksseite.

¹⁵ Zwar können *men* und *mer* vereinzelt auch ‘außer’ bedeuten; diese Fälle sind jedoch mit unter 5% aller Belege so selten, daß sie hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

¹⁶ Vgl. die entsprechenden Karten „aber / sondern“, „ohne“ und „sunder / sonder“ im demnächst erscheinenden „Atlas der spätmittelalterlichen Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA)“, wo eine solche differenzierte Darstellung möglich ist.

2.5 Variation der Wortbedeutung

Die Heteronymie ist, wie man in dem oben abgebildeten Schema sieht, nicht der einzige Aspekt von Variabilität beim Komplex *sunder* : *ane*. Gleichzeitig wird die Polysemie von *sunder* in den unterschiedlichen Sprachräumen jeweils komplementär reduziert. Dort, wo für ‘aber’ bzw. ‘sondern’ *men* und verwandte Formen in Gebrauch sind, wird das Bedeutungsspektrum von *sunder* auf ‘ohne’ bzw. ‘außer’ beschränkt. Dort, wo die Bedeutung ‘ohne’ durch *ane* ausgedrückt wird, reduziert sich die Bedeutung von *sunder* auf ‘aber’ bzw. ‘sondern’.¹⁷ Damit gerät die Variabilität der Wortbedeutung ins Blickfeld. Hier ist die Ausdrucksseite die Konstante innerhalb der Variable. Ein weiteres Beispiel ist die oben unter Punkt 2 aufgeführte Bedeutungsvielfalt der Ausdrücke *eft(e)* und *oft(e)*, die ‘oder’, ‘ob’ und ‘falls’ bedeuten können. Die Ergebnisse der variablenlinguistischen Analyse können auf einer Bedeutungskarte¹⁸ festgehalten werden.

2.6 Syntaktische Variation

Variation im Bereich der Syntax hat ihre konstanten Bezugspunkte in den Satzbauplänen. Ein Beispiel in der mittelniederdeutschen Syntax ist die Stellung des Genitivattributs in Konstruktionen wie *gebort godes* gegenüber *godes gebort* oder *der stat recht* gegenüber *recht der stat*. Ein weiterer Bereich sind insbesondere im Bereich der Kanzleisprachen sogenannte afinite Konstruktionen vom Typ *wo se de clenodien nagelaten* – eine ausschließlich im Nebensatz mögliche Konstruktion mit Partizip ohne finites Verb.¹⁹ Wird im Nebensatz eine Partizipialkonstruktion mit finitem Verb gewählt, so ist im Mittelniederdeutschen dessen Stellung variabel; der gerade zitierte Beispielsatz könnte demnach in zwei Varianten realisiert werden: *wo se ... hevet nagelaten* oder *wo se ... nagelaten hevet*.

¹⁷ Da es um grundsätzliche Überlegungen geht, werden die jeweiligen Minderheitenvarianten in dieser Darstellung kurzerhand ausgeblendet. Ihre Existenz soll jedoch nicht verschwiegen werden, zumal sie eine zusätzliche Bestätigung für den Aspekt der Variabilität darstellt. Vgl. im übrigen zum Komplex der Vermeidung von Polysemie Goossens 1962.

¹⁸ Goossens 1962 spricht von „betekeniskaart“.

¹⁹ Vgl. Rösler 1997 und Macha 2003 sowie Bieberstedt 2004. Trotz der genannten jüngeren Arbeiten ist mit Peters 1987, 85 festzustellen: „Die mnd. Syntax wurde bisher nur unzureichend auf Variabilität hin erforscht.“

2.7 Variation des Formelgebrauchs

Wer Untersuchungen zu historischen Schreibsprachen anstellt, greift aus verschiedenen Gründen häufig auf stark formalisierte Texte wie Urkunden oder Stadtbucheintragungen zurück. Diese Texte enthalten eine vergleichsweise große Zahl formelhafter Wendungen für bestimmte, immer wiederkehrende Elemente wie Einleitung und Schluß, Beglaubigung, Bestätigung der Rechtskraft u.v.m. Die formelhaften Wendungen sind, wie sich im einzelnen zeigt, in ihrer sprachlichen Gestalt in der Regel konservativer als der eigentliche Text der Urkunde. Damit ist die Formelhaftigkeit einerseits ein Faktor, der innertextuelle Variation bedingen kann. Andererseits ist auch der Gebrauch bestimmter Formeln an spezifische räumliche und zeitliche Restriktionen gebunden. Formeln können in Mode kommen oder außer Gebrauch geraten bzw. typisch für einen bestimmten Raum sein. In solchen Fällen handelt es sich um Variabilität auf der Ebene des Formelgebrauchs. So tritt in der häufigsten Eingangsformel („Wir ... [Name] geben bekannt...“) im Mittelniederdeutschen das Adjektiv in drei Hauptvarianten auf: *kund* (bzw. *kond*), *kundig* (bzw. *kondig*) und *witlik*. Alle drei Adjektive haben die Bedeutung ‘bekannt’, doch handelt es sich nicht um Heteronymie wie z.B. bei *efte* : *edder* ‘oder’ u.ä., denn die Ausdrücke *kund*, *kundig* und *witlik* sind fast vollständig an die Verwendung in der Formel gebunden. Was auf den ersten Blick aussieht wie lexikalische Variation, ist demnach vielmehr auf regionale Unterschiede in der Verwendung bestimmter Urkundenformulare zurückzuführen.

Jan Goossens konnte anhand eines Korpus von ca. 500 Brügger Texten aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. zeigen, wie die anfängliche Variantenvielfalt der Urkundenformeln abgebaut wird und eine Kanzleitradiation mit Normierungstendenzen entsteht.²⁰ Das Ergebnis ist überraschend, denn im Untersuchungszeitraum beginnt ja erst die Tradition des Urkundens in der Volkssprache. Die Zahl der Schreiber ist anfangs klein und wird immer größer. Von daher wäre eine umgekehrt verlaufende Entwicklung mit einfachen Verhältnissen im Beginn und voll ausgebildeter Variation am Ende eher zu erwarten gewesen – wie auch Goossens betont.²¹

²⁰ Vgl. Goossens 2001.

²¹ Vgl. Goossens 2001, 110.

3 Quantifizierung und Visualisierung von Variation

Erst durch den Vergleich von mindestens zwei Varianten, die zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, läßt sich Variabilität beziffern. Der Faktor Zeit muß dabei „herausgerechnet“ werden, denn er läßt sich leicht und problemlos in gleichförmige Abschnitte einteilen, beispielsweise Dezennien.²² In einem solchen Zeitabschnitt wird dann für die weiteren Untersuchungen die Diachronie neutralisiert; alle Belege werden gleich behandelt.

Zur Visualisierung der Ergebnisse variablenlinguistischer Untersuchungen bieten sich Diagramme an, in denen Größe und Eintönung der Flächen jeweils Frequenz und Qualität der unterschiedlichen Varianten ausdrücken. Setzt man mehrere solcher Flächen in einem Säulendiagramm nebeneinander, so läßt sich – mit einer gewissen Abstufung – auch der Faktor der Diachronie abbilden. Schließlich können mehrere solcher Säulendiagramme auch als komplexe Symbole auf einer Sprachkarte eingetragen werden und vermitteln so zusätzlich einen Eindruck über die Verteilung bestimmter Varianten respektive den Ablauf sprachlicher Entwicklungen im Raum.²³

Literatur

- BESCH, Werner 1981: Einige Probleme empirischer Sozialforschung. In: Ders. u.a. (Hgg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Bd. 1. Berlin. 242f.
- Ders. 1993: Regionalität – Überregionalität. Sprachlicher Wandel zu Beginn der Neuzeit. Mit 9 Karten. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 57, 114–136.
- BIEBERSTEDT, Andreas 2004: Komplexe Verbalgefüge in der mittelniederdeutschen Kanzleisprache (Vortragsresümee). In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 111, 37f.
- ELMENTALER, Michael 1998: Diachrone Schreibsprachenforschung und historische Dialektologie des Niederdeutschen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 121, 25–57.
- Ders. 2003: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen. Berlin / New York.

²² Mit Zeitsegmenten im Zehn-Jahres-Abstand arbeitet auch der ASnA – vgl. hierzu ausführlicher Fischer / Peters 2004, 412. Ähnlich auch die Einteilung bei Fischer 1998, 24.

²³ Vgl. hierzu Fischer / Peters 2004, wobei angesichts des für diese Publikation zur Verfügung stehenden Formats und der Beschränkung auf Schwarz-Weiß-Wiedergabe auf den dort abgebildeten Probekarten eher die Grenzen dieses Visualisierungsverfahrens zu sehen sind.

- FISCHER, Christian 1998: Die Stadtsprache von Soest im 16. und 17. Jahrhundert. Variationslinguistische Untersuchungen zum Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. Köln u.a.
- Ders. 2000: Mundartreflexe in der frühneuzeitlichen Schreibsprache der Stadt Soest. In: ELEMENTALER, Michael (Hg.): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess. Wien, 101–115.
- Ders. / PETERS, Robert 2004: Vom ‘Atlas frühmittelniederdeutscher Schreibsprachen’ zum ‘Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete’ (ASnA). Entstehungsgeschichte, Bearbeitungsstand, erste Ergebnisse und Perspektiven. In: WIESINGER, Peter / PATOCKA, Franz (Hgg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien, 406–428.
- GOOSSENS, Jan 1962: Polysemievrees. In: Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 79, 36–55 [Wiederabdruck 2000 in: Ausgewählte Schriften zur niederländischen und deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. von Heinz EICKMANS, Loek GEERAEDTS und Robert PETERS. Münster u.a., 85–102].
- Ders. 1980: Dialektologie im Zeitalter der Variablenforschung. Mit drei Karten. In: GÖSCHEL, Joachim u.a. (Hgg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts“ Marburg/Lahn, 5.–10. September 1977. Wiesbaden, 43–57.
- Ders. 2001: Stammbäume und Urkundensprachen. In: GÄRTNER, Kurt u.a. (Hgg.): Skripta, Schreiblandschaften und Standardisierungstendenzen. Urkundensprachen im Grenzbereich von Germania und Romania im 13. und 14. Jahrhundert. Beiträge zum Kolloquium vom 16. bis 18. September 1998 in Trier. Trier, 105–129.
- MACHA, Jürgen 2003: Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax. In: DAMME, Robert / MACHA, Jürgen / MÜLLER, Gunter (Hgg.): Von Beschrijvinge bis Wibbelt. Felder niederdeutscher Forschung. Festgabe für Hans TAUBKEN zum 60. Geburtstag am 8. September 2003. Münster (zugl. Niederdeutsches Wort 43), 25–36.
- MATTHEIER, Klaus J. 1984: Sprachwandel und Sprachvariation. In: BESCH, Werner / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer

- Erforschung. Berlin / New York. 1. Halbbd. 768–779 [Der Beitrag ist in der 2. Auflage des Handbuchs nicht mehr enthalten].
- Ders. 1998: Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin / New York, 1. Teilband, 824–836.
- MÖHN, Dieter / SCHRÖDER, Ingrid 2003: Vorstudien zu einer mittelniederdeutschen Grammatik I. In: Niederdeutsches Jahrbuch 126, 7–51.
- NIEBAUM, Hermann ²2000: Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Mittelniederdeutschen. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin / New York, 2. Teilband, 1422–1430.
- PETERS, Robert 1987: Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil I. In: Niederdeutsches Wort 27, 61–93.
- RÖSLER, Irmtraud 1997: Satz – Text – Sprachhandeln. Syntaktische Normen der mittelniederdeutschen Sprache und ihre soziofunktionalen Determinanten. Heidelberg.
- WORTMANN, Felix 1960: Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen. In: Ders. u.a. (Hgg.): Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie. Köln / Graz, 1–23.